



Wenn man den Blick hebt, steht da plötzlich ein kleines Häuschen – der Prototyp eines kleinen Häuschens. Wer baut so ein Haus? Ein Heiliger?

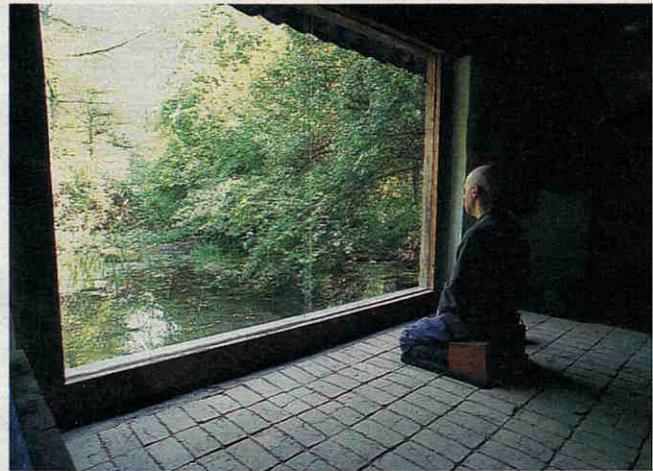
## Letzte Autofahrt Unna

Jeder hat diesen Traum: Raus aus dem Alltag, Leben im Einklang mit der Natur. Heinrich Engelmann stieg aus – mitten im Ruhrgebiet, neben einer Autobahn.

Von Simone Kosog Photos: Thomas Bauer

**S**o muß ein Versteck aussehen: Oben vom Feldweg führt kaum sichtbar ein schmaler Pfad in einen Hain, so unscheinbar, daß er jeden Moment im Dickicht steckenbleiben könnte. Aber der Pfad führt tiefer in den Laubwald hinein, einen zugewachsenen Hang hinunter, noch immer, ohne die Sicht freizugeben. Bis er auf der Talsohle unten in einen Steinweg übergeht und in gerader Linie auf eine kleine Lichtung zuläuft. Und wenn man jetzt den Blick hebt, steht da plötzlich ein kleines Häuschen – der Prototyp eines kleinen Häuschens: mit tiefem, spitzem Dach, Spinnweben in den Ecken und rauchendem Kamin. Geflochtene Weidenkörbe hängen davor, und eine Holztür hat es, ohne Knauf, ohne Klinke. Wer baut so ein Haus an so einem Ort? Ein Menschenfeind, ein Kauz, ein Heiliger? Die Tür geht auf, ein kleiner Mann.

Kahler Kopf, kraftvolle blaue Augen, ein offenes Gesicht, ein fröhliches Lachen. Jeans und Pull-over. Alter? Ohne Alter. Eine tiefe, klingende Stimme: »Komm herein«, eine Umarmung, »Kaffee?« Aus dem schmalen Wandschrank holt er einen Klappstuhl, den er neben einen Tisch und einen schweren Holzstuhl stellt, die einzigen Möbel in einem winzigen Raum. Heinrich rückt mir den bequemen Lehnstuhl hin, setzt sich selbst auf den Klappstuhl – kein Menschenfeind also. »Schade, daß die Sonne nicht scheint«, sagt er zur Begrüßung. »Denn wenn die Sonne früh am Morgen



von hinten das Wasser beleuchtet, ist das ein einziges Glitzern.« Und schaut raus auf einen ausladenden Teich in einer Wildnis, die so fest verknotet ist, als wäre sie schon ewig hier, dabei hat Heinrich Engelmann sie mal gepflanzt. 18 Jahre ist es her, daß er sein Auto verkaufte, sein Telefon abmeldete, aus der Krankenkasse austrat und mitten im Ruhrgebiet, in einem Vorort von Unna, in diesem Waldstück verschwand, dem man längst nicht mehr ansieht, daß es mal ein Steinbruch war. In den letzten Jahren hatte ein Schützenverein hier das Schießen geübt, Heinrich Engelmann gab ihm 12 000 Mark, und das Gelände gehörte ihm. 9000 Quadratmeter in hörbarer Nähe zur Autobahn. Ein krummes Stück Land mit einer Obstwiese, einem Schießstand und einem schief in den Berg gebauten Kugelfang. Zehn Quadratmeter der Schießstand, nicht mehr als ein Verschlag, völlig ausreichend, um ein Gewehr anzulegen. Aber um darin zu wohnen? Brauchte er auch nicht viel mehr. Baute ein Ziegeldach auf den Verschlag und stellte sein Bett auf den Dachboden, verlegte unten einen Steinfußboden und setzte eine riesige Glas-

scheibe in die Wand, die den winzigen Raum um eine ganze Wildnis erweitert. Legte ein flaches Kissen auf den Boden, stellte ein Bänkchen darauf, setzte sich kerzengerade auf das Bänkchen, die Beine schob er darunter, schloß die Augen und meditierte. Heinrich Engelmann war Eremit geworden.

Nun kaufte er einen Rasenmäher und schob ihn in kräftigen Zügen über die große Obstwiese. Und tat in seinem Eifer manches, was man tut, wenn man aus der Großstadt kommt und gar nicht weiß, wie so ein anderes Leben funktioniert. Seine Wäsche wusch er im großen Kochtopf, sie wurde sauber, aber grau. Seine Hütte heizte er mit einem offenen Kamin, in dem das Holz so rasend schnell wegbrannte, daß Heinrich kaum mit

dem Feuern nachkam. Seinen Teich dichtete er mit Lehm ab, der aber gar nicht dicht war, und das Wasser versickerte; was blieb, war ein Sumpf. Nach und nach lernte er das Nötige: daß eine Wiese zum Überleben keinen Kurzschnitt braucht. Er ließ wachsen, was wollte, manchen Obstbaum fällte er aus der Reihe und setzte dafür Eiche und Ahorn, Buche und Wildkirsche.

An die Stelle des offenen Feuers baute er einen Ofen, der viel sparsamer mit dem Holz umging. Um das Wasser im Teich zu halten, warf er eine Plane aus. Sein Ziel: leben, so einfach wie möglich; seine Tage: aufstehen, essen, meditieren, essen, meditieren, essen, schlafen, aufstehen. Und nun klopft jemand an die Tür. Zu überraschen scheint ihn das

nicht, er wirkt nicht überfallen, nicht mißmutig. Hört zu, erzählt, und jede Frage bekommt eine Antwort. Warum der Steinbruch, Heinrich?

1967. Seine Ehe scheitert. Verzweifelt stürzt er in eine buddhistische Gemeinschaft, das Haus der Stille bei Hamburg. Was dort von ihm verlangt wird, ist genau das, wonach er sich sehnt. Das Grübeln seinlassen, das Denken einstellen. Eine ganze Woche verbringt er in der Meditation. Schon seit Jahren hatte er allein für sich meditiert, aber nun, wo er Stunde für Stunde, Tag für Tag dasitzt, geschieht etwas. Er streicht mit der Hand über den Schädel, spricht zögerlich. Weil er weiß, daß dieses »Etwas« so richtig nicht in Worte zu fassen



Sein Ziel: leben, so einfach wie möglich.  
Seine Tage: aufstehen, essen, meditieren, essen, meditieren, essen, schlafen, aufstehen.



ist, und weil er die Reaktionen kennt: ein Kauz, ein Spinner.

Satori sei ihm widerfahren, die Erleuchtung. Oder vielmehr die erste Stufe der Erleuchtung. »Üblicherweise leben wir in einem Durcheinander von Gedanken und Realität. Jetzt plötzlich traten die Gedanken zur Seite. Ich hatte das Gefühl, in einem klaren, dunklen Raum zu sitzen, aus dem auf einmal das Singen einer Drossel zu hören war oder etwas anderes. Aber nichts von dem, was ich wahrnahm, war getrennt von mir, alles war eins. Ich war dermaßen überwältigt, daß mir die Tränen kamen.« Danach die Angst: Er könnte die Fähigkeit, das Denken abzuschalten, wieder verlieren. Wie ein enger Panzer habe sie sich um seinen Kopf gelegt. »Doch irgendwann brach der Panzer, heraus kamen lauter Fledermäuse – all die aufgestauten Gedanken.« Die zweite Stufe. Und die dritte: »Jetzt sah ich mich auf einem leuchtendgelben Berg sitzen, in dem die Fledermäuse steckten.« Aber auch dies war nicht das Ziel, es kam noch Stufe vier.

**e**r runzelt die Stirn. Am liebsten würde er wohl alle Sätze gleich wieder einsammeln. Sein Dilemma: über etwas sprechen wollen, was sich nicht besprechen läßt. Also korrigiert er sich, ringt mit Worten, hadert. Und weiß trotzdem, daß er sein Gegenüber irgendwann abhängen wird: vier Stufen der Erleuchtung. Und woher weißt du, auf welcher du gerade bist? »Das ist nicht wichtig.« Steht auf, geht zum Schrank. Ein Buch, eine übergroße Hornbrille, Heinrichs brummende Lesestimme. Wann immer er denkt, jemand anderes hätte es besser gesagt, liest er vor. Langsam und betont in seinem Ruhrgebietsakzent, damit die dichten Sätze nicht vorbeirauschen. »Zen-Meister Dogen sagt: ›Da schon in der Übung die Erleuchtung ist, hat die Erleuchtung kein Ende, da in der Erleuchtung die Übung geschieht, hat die Übung keinen Anfang.«‹ Sorgfältig unterstrichen hat er das. Alle seine Bücher tragen Bleistift und Kugelschreiber. Religion, Philosophie, ein bißchen Architektur stehen auf drei Regalbrettern. Romane keine. »Aber auf alle Fälle, Heinrich, bist du Buddhist?« – »Nicht, wenn Buddhist sein etwas anderes ist als Christ sein oder Moslem. Aber wenn ich etwas sein muß, na ja, dann bin ich wohl am ehesten Buddhist.« Und warum gerade vier Erleuchtungsstufen? »Es können auch mehr sein,

**Zu Mittag brät Heinrich schöne weiße Pilze, Ritterlinge, die er vom Wegrand schneidet. Dazu kocht er Hörnchennudeln – aus dem Supermarkt. Wie paßt das zusammen?**

900. Oder 1200.« – »Das heißt, du könntest noch höher kommen?« »Ich hab' den Anfang des Weges erreicht.«

Steht wieder auf, geht hinaus und kommt mit einem zweiten Bänkchen wieder: »Guck selbst nach!« Heinrich zieht die Schuhe aus, hockt sich auf sein Bänkchen, schaut auf die Uhr: »25 Minuten?« 25 Minuten. Die Augen schließen, auf den Atem konzentrieren, Gedanken zur Seite schieben. Und wenn sie doch kommen? Nicht ärgern, kommen lassen, ziehen lassen. Natürlich kommen sie: »Ob er die Augen wirklich zu hat? Ob er mich beobachtet?« Kommen lassen, ziehen lassen, auf den Atem konzentrieren. »Ich glaube, langsam geht's besser. Kann sein, daß ich im Moment tatsächlich nicht denke – haha: Ich denke ja, daß ich nicht denke. Also denke ich.« Gerade sitzen, Konzentration. »Eigentlich sollte ich dies hier mit aufschreiben. Wie ich dasitze und versuche – Ruhe jetzt! Haut ab, Gedanken!« – »Wie lange wohl noch...«

Heinrich hat so ein Zeug nicht im Kopf, wenn er sich heute auf sein Bänkchen setzt, sagt er. Sobald er die Augen schließt, ist er in einem hellen Raum. Dorthin zu kommen, auf die vierte Stufe, sei nur noch physische Anstrengung gewesen, wie der Kraftaufwand einer Libelle, die sich aus der Larvenhülle preßt. »Irgendwann wirst du wach, noch leicht benebelt, und du weißt mit einem Mal: Weiter geht's nicht.« Zwar könnten auch jetzt noch wichtige Dinge passieren, und die alten Probleme seien bei weitem nicht gelöst, aber die Grundhaltung sei völlig neu, unumkehrbar: Nie werde sich die Libelle in die Larve zurückverwandeln.

Es vergingen noch mehr als zehn Jahre, bis ihn die Verwandlung 1981 endgültig in den Steinbruch trieb. Erst mußte er noch seine Jobs als Graphiker und Hochschullehrer loswerden und eine vielversprechende Künstlerkarriere abbrechen. Dann endlich konnte er den Lerchen beim Singen zuhören, die Sonne bei ihrer Wanderung beobachten. Es kommt vor, daß er mitten im Satz innehält und sich fragt, ob da noch der Morgen im Teich ist. Und schaut und schaut, bis er die Lösung hat: »Ah ja, ein bißchen Morgen ist schon noch da, siehst du, die Blätter werden noch von hinten beschienen. Aber auch schon Mittag, weil das Wasser nur noch wenig glitzert.« Solche Beobachtungen sind ihm kostbarer als das eigene Gestalten: Statt ein Haus zu bauen, atmet er. Mit Askesse habe das nichts zu tun, der Gedanke amüsiert ihn richtig. »Ich entbehre nichts. Wer lebt denn schon so reich wie ich? Wer hat denn so was?« Ein Steinbruch, sein Paradies.

Und Langeweile? Wer glaube, dieses Leben sei langweilig, solle doch nur einmal probieren, na ja, zu atmen. »Je mehr du dich

konzentrierst, desto mehr nimmst du wahr. Du spürst zum Beispiel beim Einatmen eine Kühle an den Nasenflügeln, du erlebst die Vollkommenheit der Funktionen, das steigert sich zu einer wahren Lust. Das Tolle: Du selbst produzierst diesen Atem. Du erlebst also Schönheit, ohne sie zu konsumieren. Das ist überwältigend.«

Provokant, so einer! Der sich so radikal abwendet, keinen Fernseher hat, kein Radio, kein elektrisches Licht und einen Holzbalken über einer Sandgrube als Klo benutzt. »Viele Menschen, die von Heinrich hören, fühlen sich sofort angegriffen und suchen nach Widersprüchen in seinem Leben«, sagt Nikolai Druben, Sohn eines ehemaligen Arbeitskollegen von Heinrich Engelmann. Er und sein Bruder kommen seit vielen Jahren wieder und wieder hierher.

Nichts leichter, als diese Widersprüche zu finden. Zu Mittag brät Heinrich schöne weiße Pilze, Ritterlinge, die er mit dem Messer vom Wegrand schneidet, und zwischen

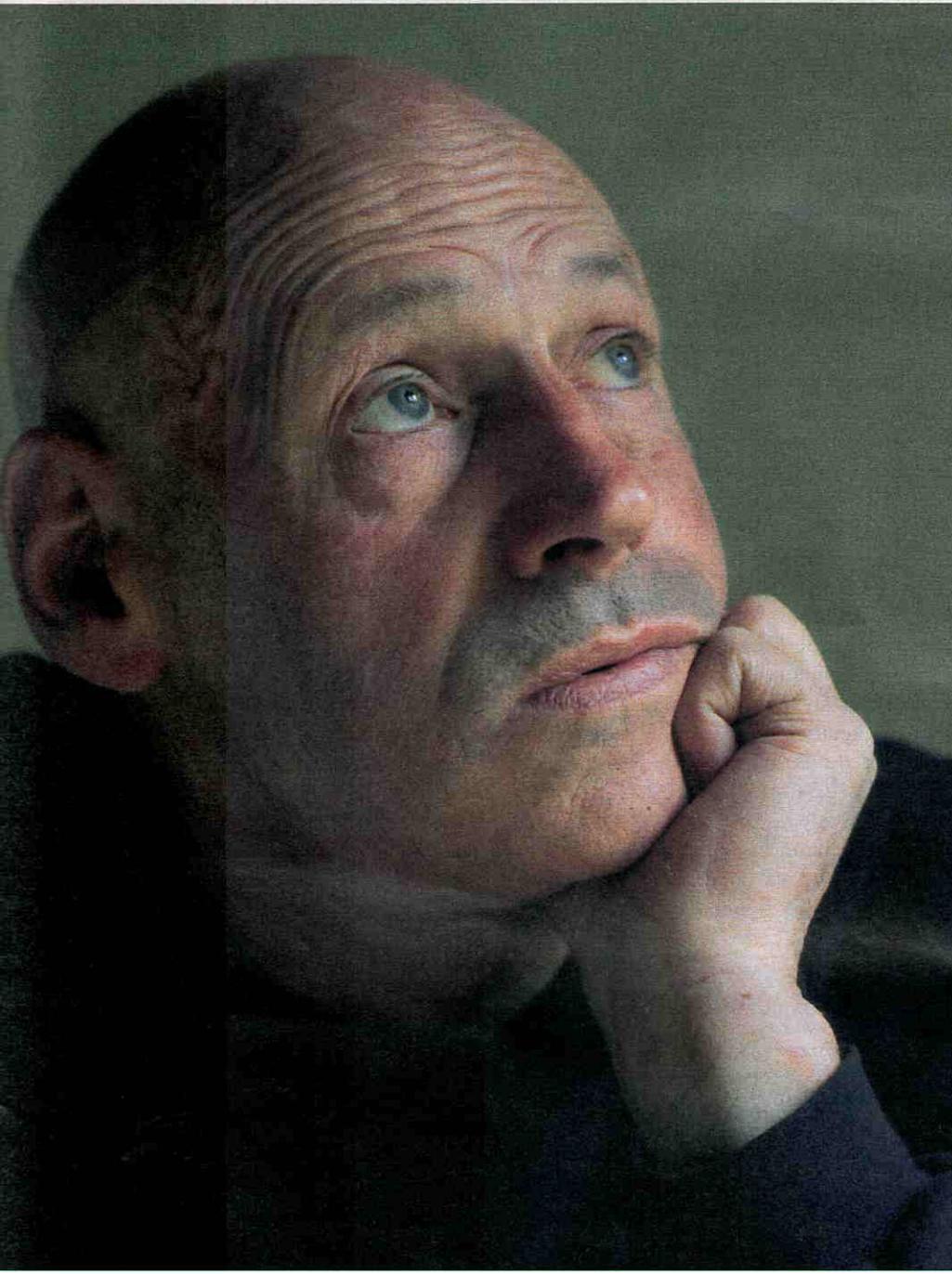
zwei flachen Steinen mahlt er Pfefferkörner, paßt prima in eine Eremitengeschichte. Aber dazu kocht er Hörnchennudeln aus dem Supermarkt. Seinen Kaffee brüht er per Hand auf – paßt. Aber das Wasser erhitzt er im blauen Plastikkocher.

Auch das Grundwasser, mit dem er sich morgens wäscht, holt ihm eine elektrische Pumpe in den Steintrog vor dem Haus. Und so weiter: Heinrich hat ein Bankkonto, auf das seine monatliche Rente von 400 Mark überwiesen wird, die ihm locker zum Leben reichen. Heinrich hat einen Briefkasten beim Nachbarn, weil der Steinhafen, unter den der Bote früher die Post gelegt hatte, den Regen durchließ. »Ich selbst hab' mich sowieso nie als Eremit bezeichnet. Es war nie meine Absicht, Ideologien auszuleben, dogmatisch zu sein.« Sondern? »Zeigen, daß es auch heute möglich ist, im Einklang mit der Natur zu leben. Und zwar ohne den Fortschritt abzulehnen.« Viel läßt er allerdings nicht gelten; die Erfindung der Dreiecksversteifun-

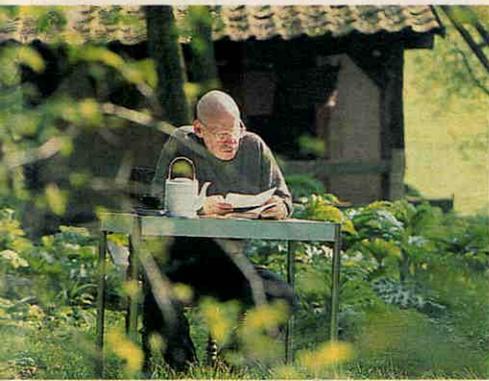
gen vielleicht, mit denen man stabile Häuser bauen kann, die nicht durch Pfosten in der Erde verankert werden müssen, also auch nicht faulen. Das fasziniert ihn. Und sonst: Tja. Überlegt, schweigt. Sonst gebe es da nicht viel. Der große Irrtum der Menschen sei, sich von technischen Entwicklungen blenden zu lassen und das Denken über alles zu stellen. Lebenspläne zu entwerfen statt zu leben.

**S**ich aufs Einfache zu konzentrieren schlägt Heinrich statt dessen vor. Sein Maßstab: Ästhetik. Nicht Moral, die lehnt er als aufgesetzt, kopfbestimmt ab, Ästhetik dagegen bedeutet ihm alles. Zum Beispiel einen schlichten, eleganten Ofen zu bauen. Und wenn es einen Winter dauert, die Fachbücher zu lesen, die optimale Länge des Rauchwegs zu berechnen, Skizzen zu zeichnen, Steine zu schichten. Ofenbrände zu löschen, Rauchvergiftungen zu überleben, es neu zu versuchen, bis es funktioniert. Die Zentralheizung jedenfalls sei im Vergleich zu so einem Ofen ein deutlicher Rückschritt; reizvolle Kontraste gingen verloren, wenn die Wärmequelle nicht mehr deutlich spürbar sei. Aus ästhetischen Gründen würde er nie in ein Kloster gehen. Und niemals in ein Krankenhaus, weil dieses Bild für ihn nicht funktioniert: er zwischen Ärzten und Apparaten, in keimfreiem Weiß. »Wenn ich je ins Krankenhaus ginge, hätte ich das Gefühl, umsonst gelebt zu haben.« »Aber wenn du mal richtig krank wirst?« »War ich ja.« Mehr will er dazu nicht sagen. Auf alle Fälle habe er sich damals auf sein Bänkchen gehockt, ein »Ommm« durch den Körper geschickt, sich eine Woche ins Bett gelegt, gefastet und danach sein Leben umgestellt: weniger gegessen, weniger Kaffee getrunken. »Krankheit«, sagt Heinrich, »ist ein Antrieb, Glück zu erfahren.«

Irgendwann führte ihn sein Leben dann an einen Punkt, wo er jeder winzigen Handlung mißtraute und sich schließlich fragte, was er eigentlich will. Und weil er keine Antwort wußte, hat er nichts mehr getan. Umgekippte Bäume nicht mehr zur Seite geräumt, weil sie genausogut liegenbleiben konnten, kein Buch mehr angerührt, selbst die Meditation war ihm zuviel Aktion. Seine Tage damals: aufstehen, essen, nichts tun, essen, nichts tun, essen, schlafen, aufstehen. Wie lange diese Phase gedauert hat: Eine von den Fragen, die er gar nicht mag, aus Angst, daß sie am Wesentlichen vorbeigehen. Aber antwortet trotzdem: »Ein paar



Als Heinrich krank war, hat er sich auf sein Bänkchen gehockt, meditiert, eine Woche gefastet und danach sein Leben umgestellt.



»Ich bin nicht privat. Ich denke die Gesellschaft mit. Wenn jeder so leben würde, sähe die Welt besser aus.«

Jahre.« Dann hat er angefangen, sich mit der Aufklärung auseinanderzusetzen. Ein Feld, das ihn bisher verunsichern konnte. Jetzt also las er Kant und Hume, studierte Lexika und schrieb am Ende in drei Monaten eine aufs äußerste komprimierte Analyse. Und fand zum Beispiel bei dem englischen Philosophen David Hume Gedanken, die ihn bestätigten: »Realitätswert haben nur unsere sinnlichen Wahrnehmungen, Ideen sind Verwässerung.« Und Heinrich konnte wieder den Wald aufräumen, wieder meditieren.

Ein anderes Mal führte ihn sein Leben in die Stadt zurück, und daß Heinrich damals tatsächlich seinen Steinbruch verlassen hat, sagt vielleicht mehr über ihn als jede Meditationsbank und jede Steckdose. Seine Mutter wurde sterbenskrank, und die Vorstellung, sie in ein Pflegeheim zu bringen, war für ihn unmöglich. Auch das meint er mit Ästhetik. Also zog er zu ihr nach Dortmund, hinein in ein bürgerliches Leben. Ob das nicht ein großes Opfer gewesen sei? »Da habe ich gar nicht drüber nachgedacht. Es mußte ja sein.« Von einem Tag auf den anderen packte er seine Sachen. Er blieb vier Jahre. Dann starb die Mutter, Heinrich zimmerte ihr einen Sarg, organisierte die Beerdigung, ordnete den Nachlaß. So still und unauffällig, wie er weggezogen war, kam er wieder, setzte sich auf seine Bank vor der Glasscheibe, schloß die Augen, meditierte.

er brachte er aus der Dortmunder Zeit mit: Seit damals geht Heinrich in die Disco. Weit weg von seinem Steinbruch hatte er einen Ausgleich gesucht. So trat er zum ersten Mal in seinem Leben allein, ohne Frau im Arm, auf eine Tanzfläche. Bewegte sich mitten im Gedränge und war ganz bei sich.

Mittwoch abend, 19.30 Uhr. »Wollen wir los?« Mit dem Fahrrad zur »Lindenbrauerei«. Unnas Kulturzentrum. Die zwei Jungs hinter der Kasse grüßen, Heinrich hebt die Hand, geht weiter. »Irgendwann haben die DJs beschlossen, daß der Heinrich keinen Eintritt zahlen muß«, erklärt der Vince von der »Lindenbrauerei«. Weil er tanzt, egal, ob der Laden voll ist oder nur fünf Leute da

sind. »Seine Bewegungen, wie soll man die beschreiben? Eher meditativ, ein bißchen wie Tai Chi, aber viel dynamischer«, findet der Vince. Auf keinen Fall wie jemand, der 68 Jahre alt ist. Pop, Rock, Techno? Heinrich tanzt. Bewegt sich langsam, verhalten, dann dreht er sich schnell wie ein Raubtier. Auffällig, anders, aber nicht linkisch, nicht maniert. Stimmig. Klatscht in die Hände, dreht sich.

»Der Heinrich ist ein Unikum«, ruft eine Tänzerin in kurzem Kleid über die Musik. Sie mögen ihn hier, sind stolz, daß so einer zu ihnen gehört, auch wenn das nur zur Hälfte stimmt. Sie lachen, wenn sie von ihm sprechen, viel Sympathie klingt da mit, viel Wärme, aber auch Distanz. »Keine Ahnung, was er den ganzen Tag macht. Aber der Heinrich ist in Ordnung«, ruft die Frau. Auf diese Formel können sich alle einigen, auch Heinrichs Nachbarn, von denen die nächsten nur ein paar Schritte weit weg wohnen. 160 Menschen leben in der Siedlung aus alten Höfen, Fachwerkhäusern und Neubauten, an deren Rand der Steinbruch liegt. »Der Heinrich geht keinem auf die Nerven.« Sie akzeptieren ihn, weil er sie nicht missionieren will.

Der eine oder andere klopft auch mal neugierig an die Tür – Heinrich setzt Kaffee auf, hört zu, antwortet. Auch dem Zeugen Jehovas, einem seiner ehemaligen Schüler, der ihn mit viel Rhetorik und dicken Büchern bekehren wollte. Heinrich lacht. Die beiden Brüder Wilhelm und Nikolai Druben wollen mehr von ihm: Tage, Wochen ohne Ablenkung. »Heinrich war lange mein großes Vorbild, wichtiger als mein Vater«, sagt Wilhelm, 35 Jahre. Er ist schon vor Jahren weggezogen, mittlerweile arbeitet er als Biologe an der Uni in Zürich, aber fährt trotzdem immer wieder her. Als Heinrich damals in den Steinbruch zog, hat er ihm geholfen, seine Mahlzeiten zusammenzustellen, viel Obst, viel Gemüse, ein üppiges Müsli am Morgen. Wenn Wilhelm heute kommt, arbeiten die beiden auf dem Gelände – dem spirituellsten Ort, den er kenne –, unterhalten sich, meditieren. Nikolai, sein zwei Jahre jüngerer Bruder, Architekt aus

Köln, meditiert nicht. »Das war nie mein Ding. Aber Heinrichs Leben finde ich sehr einleuchtend.« Es habe natürlich seinen Preis. Heinrich gibt sofort zu, daß er sein Leben gern teilen würde, aber bisher gab es keine Frau, die paßte, keinen Freund, der sich wagte. Und die Alternative? Wieder hinein in die Stadt? »Nein, das sehe ich nicht.«

Nikolai Druben war es auch, der Heinrich ein paar alte taz-Ausgaben mit Berichten über das Kosovo mitbrachte. Was Heinrich dazu sagen kann, ist vage: Offensichtlich stehe da auf der einen Seite dieser Menschenrechtsverletzer Milosevic und auf der anderen stünden die selbsternannten Ordnungshüter der Nato, die aber ebenfalls großen Schaden angerichtet haben. Eine intuitive Einschätzung, nicht sehr fundiert, ins Detail geht er nicht.

Ist Heinrich also einer, der sich raushält? Sich ins Private zurückzieht? Er geht nicht wählen, er demonstriert nicht. Richtig gestritten hätten sie sich früher über diese Frage, sagt Wilhelm Druben. Zu Zeiten, als er selbst aktiv in der Anti-Atom-Bewegung war. Beschimpft habe er Heinrich damals wegen seiner Einsiedelei. Heinrich sieht das anders: »Ich bin nicht privat. Ich denke die Gesellschaft mit. Wenn jeder so leben würde, sähe die Welt besser aus.« Er ruft es nicht hinaus, aber ist überzeugt, daß sein Leben Vorbild sein kann. Daß es Auswirkungen hat. Nein, privat sei er nicht. Nicht unpolitisch. Sagt es noch einmal, vehement, lauter als gewöhnlich, zum ersten Mal rutscht er ein bißchen aus der Mitte. »Die eigene Freiheit wirkt sich auch auf die Freiheit anderer aus.«

Dann bist du also frei? »Frei ist, wer sich der Angst stellt. Der sie zuläßt, statt sie niederzuknüppeln.« Und erzählt von seiner eigenen Angst. Bei einer Meditation habe er die Vision gehabt, auf einer ganz bestimmten Wiese ermordet zu werden. Also sei er dort hingegangen und habe mit rasendem Herzen auf den Vollstrecker gewartet. Eine Nacht, zwei Nächte, drei – muß selbst grinsen. Er hat überlebt. Und die Angst wich, zurück blieb eine große Ruhe. Schaut nach draußen und bilanziert den Tag: »Der Weißdorn hat sich heute aber gemacht. Guck mal, wie weit sich die Knospen geöffnet haben.«

Eine letzte Frage: der Sinn deines Lebens? Er steht auf, zieht ein Buch raus. Die Lesebrille, Buddha. »Nach wie vor lehre ich euch nur, was Leiden und Übel ist und wie es aufhört.« Heinrich lacht: »Typisch Buddha! Ob wir ewig leben, wieso wir leben, was nach dem Tod kommt, das sagt er alles nicht.« Leben im Augenblick, das sei auch sein Thema. Mehr nicht. □